

LEBENSBLDER UND LEBENSWEGE

Ein Foto- und Videoprojekt - Kontrastierung der Welten, denen Schüler(innen) entstammen und in denen sie leben

Unter dem Titel „Lebensbilder - Ansichten und Betrachtungen“ führte die UNESCO-Schule Essen 2001 in Zusammenarbeit mit der Düsseldorf Fotografin Anne Koch ein Projekt durch, bei dem Schülerinnen und Schüler, die aus ganz verschiedenen Ländern stammen, wichtige Stationen ihrer Kindheit und Jugend mit Hilfe von Fotografien präsentierten und kommentierten und sie mit ihrer derzeitigen Lebenssituation konfrontierten. Durch die gemeinsame darstellerische Erarbeitung von wesentlichen autobiographischen Ereignissen, die das Leben der einzelnen beteiligten Schülerinnen und Schüler kennzeichnen, wurden Toleranz und Akzeptanz bei Jugendlichen sehr unterschiedlicher Herkunft hervorgerufen und interkulturelle Lernprozesse in Gang gesetzt. In einer Ausstellung wurden die Ergebnisse einer größeren Öffentlichkeit präsentiert. Im Jahr 2006 soll nun ein Filmprojekt realisiert werden, das in seiner Konzeption an die Fotoausstellung anschließt.

Schüler aus 40 Nationen – aktiv im Essener Kulturleben

Hintergrund ist, dass an der UNESCO-Schule Jugendliche aus ca. 40 Nationen zusammen lernen und leben. Das Schulleben ist dadurch gekennzeichnet, dass die kulturelle Vielfalt in der Schülerschaft bewusst berücksichtigt und ‚genutzt‘ wird.

Um ein paar Beispiele zu nennen: Es gibt eine Zusammenarbeit mit dem Essener Schauspiel, in deren Rahmen als „Literatur ohne Grenzen“ mehrsprachige Literaturlesungen durchgeführt werden. Und in der Spielzeit 2001 gestalteten u.a. Schülerinnen und Schüler aus jüdischen Einwandererfamilien Programmpunkte im Rahmenprogramm zu dem Stück „Ab heute heißt du Sara“ mit. Das Essener Filmkunsttheater „Eulenspiegel“ hat Schüler(inne)n die Gelegenheit gegeben, von ihnen ausgewählte Filme zu präsentieren, die ihre Probleme des Fremdseins authentisch verarbeiten, und sie mit den Filmemachern selbst und auch mit Pädagogen aus der Hochschule und der Jugendarbeit zu diskutieren. Und mit dem Jugendamt Essen wird ein Videoprojekt durchgeführt, das neue Möglichkeiten zur Vermittlung von Schultheater nutzt.

Das Foto-Projekt „Lebensbilder“

Das Projekt steht im Zusammenhang mit der Aufnahme der UNESCO-Schule Essen in das weltweite Schulnetz der UNESCO im Jahre 2000, das sich in besonderer Weise einer „Kultur des Friedens“ verpflichtet fühlt. Schülerinnen und Schüler haben in diesem Projekt aus ihrer persönlichen Sicht Fotografien ausgewählt, die bedeutsame Situationen und Stationen ihres Lebens festhalten: Familienfeste, schulische Ereignisse, besondere Erlebnisse. Das ist an sich noch nicht bemerkenswert, aber wird es, wenn es sich um Bilder einer Kindheit und Jugend handelt, die nicht in dem kulturellen, ethnischen, religiösen und nationalen Kontext fortgesetzt werden konnte, in dem sie begann. Wenn die Suche nach Arbeit oder Flucht vor Krieg die Familie oder auch die Kinder auf sich allein gestellt zum Verlassen der Heimat veranlasst haben, wenn gar eine Rückkehr ausgeschlossen ist. Dann werden diese Bilder in der Konfrontation mit der bundesdeutschen Wirklichkeit, in der das Leben der Schüler(innen) heute abläuft und von der jeweils die letzten Fotos geprägt sind, zu authentischen Dokumenten einer „doppelten Identität“, dann zeigen die Fotografien Lebensbilder, die in einer spezifischen Weise einen besonderen Aspekt von „Jung-Sein“ in Deutschland sichtbar machen.

Besondere Aspekte von „Jung-Sein“ in Deutschland

Konkret heißt das beispielsweise: Die 19-jährige Schülerin aus Hongkong ist in uralter chinesischer Maske Teil einer traditionellen Theateraufführung und in modischen Jeans Schülerin der Klasse 13. Ihre Mitschülerin aus Sri Lanka ist im Sari Mittelpunkt eines hinduistischen Festtags und in der Schule nimmt sie am katholischen Religionsunterricht teil. Für den 19-jährigen Schülersprecher aus Afghanistan sind die Fotos von einem Ausflug mit seiner Mutter ins Panjab-Gebirge vor vielen Jahren eine Erinnerung an ein Ereignis, das sich vermutlich nicht wiederholen lässt; ebensowenig wie der Besuch eines Mitschülers mit seiner Mutter in der Moschee von Kabul. Die 15-jährige Schülerin aus Ghana, die Hip-Hop liebt, hat ihre Kindheit in der Obhut ihrer Großmutter verbracht, die bei festlichen Gelegenheiten auf afrikanische Kleidung (und nicht nur die) Wert legte; sie kann

sich mit einer anderen afrikanischen Schülerin über das koloniale Schulsystem, das Schuluniformen verlangte, verständigen, allerdings hört die Gemeinsamkeit dann auf, wenn die Schulfotos aus Ruanda einen Ort zeigen, an den diese nicht mehr zurückkehren kann.

Weniger dramatisch, aber dennoch eindrucksvoll bieten auch Kindergartenbilder aus Manila oder Fotos vom Straßenfußball in Neapel und vom Spaziergang mit der Oma in Griechenland Einblicke in andere kulturelle Welten, die die Persönlichkeitsstruktur dieser Schülerinnen und Schüler eines deutschen Gymnasiums geprägt haben.

Und nicht nur das: Die Kontrastierung von Bildern aus den verschiedenen „Welten“, denen die Schüler(innen) entstammen und in denen sie heute leben - etwa die Gegenüberstellung von Kindheitsfotos und Fotos von der gegenwärtigen schulischen Realität, macht augenscheinlich, welche Unterschiede und Entfernungen die Jugendlichen in sich vereinigen oder überbrücken müssen, um in der erforderlichen Weise in unserem Schulsystem ‚funktionieren‘ zu können.

Gespräche über die Fotos und Aufzeichnung der Lebensgeschichten

Schon in der gegenseitigen Präsentation und bei dem gemeinsamen Aussuchen von zur Ausstellung geeigneter Bilder und in den - im Unterrichtskontext so nicht zu initiiierenden - Gesprächen über Anlass und Kontext, in dem die Fotos entstanden sind, wurde die Intention der Ausstellung von den beteiligten Schülerinnen und Schülern umgesetzt. Wieviel das Projekt zum gegenseitigen Verständnis beiträgt, wurde auch immer wieder deutlich durch den Austausch von Erlebnissen und Erinnerungen beim gemeinsamen Betrachten und Aussuchen der Fotografien.

Die Lebensgeschichten, die die Bilder pointieren, sollten denn auch von den Schülerinnen und Schülern schriftlich festgehalten werden (siehe Kästen S. 31ff.). Das konnte eine biographische Erzählung sein, denkbar waren aber auch Kinderlieder oder Gedichte, die die mit den Bildern verknüpften Gefühle zum Ausdruck bringen.

Es gehörten auch deutsche Schülerinnen und Schüler der Projektgruppe an, deren Bilder von fotografisch festgehaltenen Momenten kindlicher und schulischer Sozialisation einerseits zeigen, wieweit oder wieweit sich eben nicht in ihnen die Situation einer ‚Mehrheit‘ repräsentativ wieder-

finden lässt. Darüber hinaus dokumentieren sie in der relativ kurzen Zeitspanne, die sie umfassen, den rasanten gesellschaftlichen Wandel in der Bundesrepublik Deutschland.

Fotoausstellung „Lebensbilder“

Die Fotografien und Geschichten wurden in Zusammenarbeit mit dem Ruhrlandmuseum in Essen einem größeren Publikum in einer Ausstellung zugänglich gemacht, die auch in der Kreuzeskirche, im Rathaus und in den Francke'schen Stiftungen in Halle zu sehen war. Das Ruhrlandmuseum Essen hat einige der Bilder erworben, die im Katalog des Museums abgebildet sind.

Das Filmprojekt

Unter dem Titel „Die Gagarin-Motivation“ ist ein Filmprojekt in Zusammenarbeit mit der Düsseldorfer Fotografin und Videofilmerin Anne Koch geplant, bei dem Schülerinnen und Schüler aus der internationalen Schülerschaft der UNESCO-Schule Essen Einblicke in ihren Lebensweg gewähren, die aufzeigen, wie sie die Aufgabe bewältigen, die sich aus der Diskrepanz von kultureller Herkunft und den Anforderungen von Integration ergibt. Der Titel des Films verweist exemplarisch auf eine bemerkenswerte Bewältigungsstrategie mit ebensolchem Erfolg:

Andreas M., geboren in Taschkent, der viele Stationen von Usbekistan über Russland nach Deutschland mit seiner Familie zurückgelegt hatte, bis er in die Klasse 8 der UNESCO-Schule einstieg, beantwortete die Frage nach seinem Berufswunsch noch bis kurz vor dem Abitur dahingehend, dass er Schlosser werden wolle, wie sein Vater. Sein heimlicher Wunsch war es aber, Physiker zu werden - wegen Gagarin, oder eigentlich genauer, wegen der Leistung des Physikers, der den Sputnik gebaut und damit seine damalige Heimat in die Geschichte der Raumfahrt eingeschrieben hatte. Andreas M. hat als Bester seiner Jahrgangsstufe das Abitur bestanden, war erster Preisträger von „Essens Beste“ in der Kategorie Schüler und studiert heute als Stipendiat der Studienstiftung des Deutschen Volkes in Bochum - Physik natürlich.

Sicherlich ist dies keine gewöhnliche Schulgeschichte, aber dennoch nicht ungewöhnlicher als eine Reihe anderer, die der Film von Schülerinnen und Schülern der UNESCO-Schule erzählen soll, deren Schülerschaft international ist.

Was die Ausstellung 2001 mit Fotografie und gedruckten Worten zum Ausdruck gebracht hat, soll

nun in einem Videofilm mit Bild und Ton nicht nur neu und anderes erzählt werden. Die aktuelle Diskussion in Deutschland verdeutlicht nicht nur, dass es nach wie vor allseitiger enormer Anstrengungen bedarf, herkunftsbedingte Diskrepanzen zwischen kulturellen Werthaltungen und gesellschaftlich anerkannten Zielsetzungen auszuhalten und zu akzeptieren, es scheint vielmehr sogar so, dass ihre Überbrückung in der individualisierten Gesellschaft schwieriger geworden ist.

Von daher soll auch das Konzept des neuen Projekts etwas modifiziert werden: Gemeinsam ist den Schülerinnen und Schülern, die zu Wort kommen sollen, dass sie alle ihre Kinderzeit nicht in Deutschland verbracht haben, sie stehen aber an verschiedenen Stationen auf ihrem Weg zu gesellschaftlichen Positionen in Deutschland: Die

Jüngsten stehen nach einem Jahr Aufenthalt und Vorbereitungsklasse am Beginn einer Regelklasse, die etwas Älteren sind derzeit Schülerinnen und Schüler der gymnasialen Oberstufe und darüber hinaus geben Ehemalige der UNESCO-Schule Auskunft über ihren Lebensweg, der schon Berufsausbildung und -erfahrung umfasst.

Und ja noch etwas verbindet sie alle: Jede und jeder von ihnen hat seine ganz persönliche Gagarin-Motivation.

Sigrid Becker
UNESCO-Schule Essen
unesco-projekt-Schulkoordinatorin
Anne Koch
Fotografin und Videofilmerin
Düsseldorf



Sinthuja, Sri Lanka

Ich bin ein 18-jähriges Mädchen und komme aus Sri Lanka.

Meine Eltern mussten Anfang 1985 aus Kriegsgründen aus unserer Heimat nach Deutschland fliehen. Natürlich war das Ziel erst mal unwichtig, denn es ging ums reine Überleben. Wir sind Tamilen und somit in der Minderheit der Bevölkerung in unserem Land und fordern einen unabhängigen Staat. Als Tamile ist man ein „Zweiter-Klasse-Mensch“ [...]. Februar 1985 kamen wir dann in Deutschland an. Die ungewohnte Kälte verschreckte meine Eltern am meisten. Denn Schnee und kahle Bäume hatten sie zum ersten Mal gesehen. Allerdings wurden wir von vielen Menschen in Deutschland sehr freundlich empfangen. Sie haben uns ständig ihre Hilfe angeboten und standen uns mit Rat und Tat zur Seite ... Mein dritter Geburtstag wurde dann hier gefeiert, natürlich nach tamilischer Tradition. Als Kind sieht man die Unterschiede zwischen weißen und schwarzen, kleinen und großen, dicken und dünnen Menschen nicht. Genauso wenig habe ich die Unterschiede zwischen mir und meinen Mitmenschen empfunden. Mir war bewusst, dass ich ständig von hellhäutigen Menschen umgeben bin, aber als Außenseiter habe ich mich nie gesehen.

Erst nach einigen Jahren, nachdem ich die deutsche Sprache beherrschte, war ich in der Lage zu realisieren, dass ich nie so richtig dazu gehörte.

Meine Lehrerinnen waren immer zufrieden mit mir. Auch hatte ich einige Freunde, mit denen ich spielen konnte. Aber es gab auch andere, von denen ich aufgrund meiner Hautfarbe gehänselt wurde. Solche Kommentare versuchte ich zu ignorieren, obwohl das für ein 6-jähriges Mädchen nicht gerade leicht ist.

Noralyn Lopez, Philippinen

„Schreib mal, ja?“ Alle Welt war aufgeregt und glücklich, ich auch, glücklich, eine neue Welt kennenzulernen, ein neues Leben zu beginnen, eine neue Familie zu haben, die Mutter wiederzusehen - ein Traum, ein Abenteuer wartete auf mich. „Ach, Lhyn, ich werde dich vermissen.“ Und ich umarmte meine Freundin fest.

Im Flughafen, dem Tor zu einer unbekanntem Welt, weit weg von daheim, entfernt von allen, die ich liebte, herrschte die gleiche Hektik wie in der Stadt. Zoooooom! Das ohrenbetäubende Donnern der startenden Jets. Peeep! „Beweg deine Karre!“ Pechschwarze Köpfe flitzten hin und her, als würden sie alle ihren Flug verpassen. Nur noch ein paar Minuten, dann.... „Hast du alles dabei?“ fragte meine Tante, ihr Ton klang freundlich, mütterlich. Ade, Kindheit! Auf Wiedersehen Heimat!

„Sehr geehrte Damen und Herren, wir sind im Frankfurter Flughafen gelandet, Sie können Bitte warten Sie ab...“ Eine sympathische Stimme hatte dieser Pilot. Ob sie schon auf mich warteten? Achtzehn Stunden Flug und nicht eine einzige Panne.

Ich fühlte mich ein bisschen stolz, meine erste weite Reise ohne jeden Erwachsenen, und keinerlei Probleme!

Ich schritt über die Gangway zu dem riesigen Portal. Menschenmassen bewegten sich in der Halle, ruhig, gesetzt, kamen, gingen, benutzten jene Sprache, von der ich nur „Hallo! Guten Morgen! Wie geht es dir?“ kannte. Verwundert sah ich die geraden Schlangen an den Schaltern - so diszipliniert! Meine Mutter sah ich sofort und den Mann, meinen neuen Vater. Sympathisch, doch was sollte ich zu ihm sagen? Wir liefen rechts, links, geradeaus. Der Gepäckwagen surrte sanft. Parkdeck Nummer fünf. Wir fuhren einen sich schlangenartig nach oben windenden Weg. Warum hupte hier keiner?

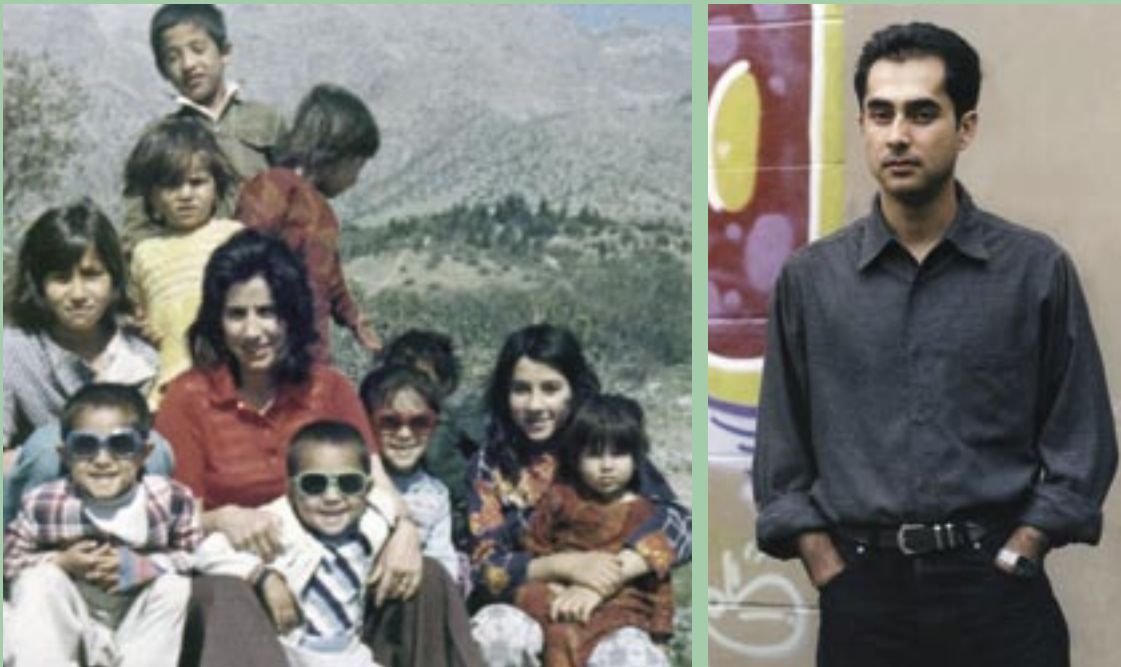
Es war alles so leise. Die Autobahn - doppelt so breit wie daheim, kein Stau, kein Gestank, die Luft klar, kein Ruß. Ich lauschte dem leisen Summen des Motors, schlief ein wie in einem Bett.

Essen. In fünf Jahren hatte ich viel erlebt, gelernt, erfahren, der erste lange Sommer, fast noch sprachlos, meine neue Schule, Klassenkameraden, komische Lehrer, das deutsche Essen, die Straßenbahn, mein eigenes Zimmer mit einem Fernseher!, der erste Ausflug an einen FKK-See, der wunderschöne, bunte Herbst und die ersten weißen Weihnachten im Gebirge.

Manila. Die ersehnte Hitze begrüßte mich. Wir fuhren durch den belebtesten Stadtteil, ein unüberschaubares Gewirr von Menschen, Fahrrädern, Karren, die vielen Jeepneys, die ihren schwarzen Gestank in der Luft verbreiten, bunt gekleidete Filipinos, schreiende Obstverkäuferinnen, Straßenkinder, die an jedes Wagenfenster im Stau klopfen, um zu betteln oder etwas zu verkaufen, Hotels mit Neonreklamen, Restaurants, Läden, öffentliche Märkte, die immer nach Fisch stinken, Gehupe, Sirenen, das ständige Rütteln und Scheppern des Wagens.

Und dann die Kokosnusspalmen entlang der Küste, das schimmernde Meer, die leuchtend bunten Lichter der Schiffe am Hafen. Hhhmmmm! Duftender gebratener Reis, krosser Fisch, Tomaten! Die Erinnerungen kommen wieder. Meine Heimat! (1999)





Hoschang, Afghanistan

Ich kam 1979 auf die Welt, gleichzeitig mit dem Beginn einer neuen Epoche in der Geschichte meines Landes. Denn in diesem Jahr marschierten die Russen nach Afghanistan. Sie haben das Land so in Flammen gesetzt, dass es bis heute brennt, und mit ihm das ganze Volk.

Ich wuchs mit dem Krieg auf. Aber ich wurde weder ein Soldat der Regierung noch ein Widerstandskämpfer, was bei den meisten Altersgenossen schon längst der Fall war. Das war nicht einfach, denn bei uns wird ein Junge ab dem 12. Lebensjahr als Mann angesehen. Diese „Männer“ müssen entscheiden, auf welcher Seite sie stehen, denn der Krieg hat unsere Gesellschaft gespalten und das Land in verschiedene Fronten geteilt.

Es ist mir sehr schwer gefallen, die Flucht zu wählen. Aber das Entscheidende war für mich, dass ich nicht wusste, ob es richtig wäre zu töten.

Ich hatte keine Angst vor dem Sterben, sondern davor, etwas Unrechtes zu tun. Denn egal auf welcher Seite ich stehen würde, ich müsste Afghanen töten, und das könnte ich nicht.

So wählte ich die Flucht, den Rückzug, um später zurückzukommen.

Mein Vater hatte immer gesagt, das Richtige sei die Handlung, bei der andere nicht zu Schaden kämen. Diese Worte und ein Erlebnis, das ich mit zehn Jahren (1989) hatte, bewegten mich dazu nicht zu kämpfen.

Ich stand an der Haltestelle und wartete auf den Bus. Plötzlich fielen Schüsse. Wie es sich gehört, warf ich mich auf den Boden, denn in Kriegszeiten muss man schnell reagieren, um zu überleben. Außerdem war ich schon lange darüber unterrichtet, wie man sich im Fall eines Angriffs oder einer Schießerei verhält. Also blieb ich ruhig unten und wartete auf das Ende.

Es war Ende 1989 und die Russen waren dabei das Land zu verlassen. Aus diesem Grund war es den Widerstandskämpfern gelungen, für Unruhe zu sorgen, indem sie Offiziere terrorisierten.

Es gab noch ein paar Schüsse und plötzlich war es ruhig. Ich hob meinen Kopf, um zu sehen, ob es vorbei sei. Überrascht sah ich auf einen Jungen, der höchstens 17 Jahre alt war. Er war verletzt, blutete im Bauchbereich, konnte aber mit langsamen Schritten die Straße überqueren. Er kam direkt auf mich zu, und in diesem Moment fiel noch ein Schuss. Er wurde im Rücken getroffen und Blut sprang aus seiner Brust. Er macht noch einen Schritt, und dann fiel er 4 Meter vor mir auf der Straße um. Er drehte sich noch um und schaute mich an. Seine Lippen bewegten sich, aber ich konnte nichts verstehen. Ich sah nur das Blut, das sich in einer großen Lache um ihn herum ausbreitete. Ich wollte ihm helfen, aber ich wusste nicht wie. Ich konnte nicht wegschauen. So wie ich lag, lag er auch. Aber er lag im Sterben, und ich konnte nichts machen. Als die Soldaten, die ihn verfolgt hatten, ihn mit Füßen traten, hielt ich es nicht mehr aus und begann zu weinen. Ich werde diese Augen nie in meinem Leben vergessen.

An diesem Tag wurde mir klar, dass ich nicht in der Lage bin, jemanden umzubringen, dazu fehlt mir etwas, seit ich diese Augen gesehen habe. Die einen nennen es Courage oder Mut, ich nenne es Unbarmherzigkeit und Grausamkeit.

Jelena Jeremejewa, Ukraine

Nun war es soweit: am 29. November 1994 sind wir in den Bus gestiegen. Es war ein Gefühl, das man schlecht beschreiben kann. Man fragt sich, wie lange werde ich die Menschen, die Stadt nicht sehen können? Monate, Jahre? Man kann es auch nicht annähernd mit einer gewöhnlichen Reise vergleichen, es ist eben eine Auswanderung, eine Emigration.

Was erwartet uns in diesem Land, dessen Sprache wir nicht einmal kannten - ein Reiseführer erschien mir einfach lächerlich. Werden wir da neue Freunde finden, werden wir mit ihnen lachen können? Wir hofften es, waren uns aber nicht sicher. „Gott ist immer bei uns“, sagte meine Mutter.

Die Reise war ziemlich anstrengend, wir waren fast 40 Stunden unterwegs, und am 1. Dezember erreichten wir endlich Unna-Massen. Es war kalt und noch dunkel, ein paar Familien stiegen mit uns aus dem Bus, der Busfahrer zeigte uns das Haus, wo wir uns anmelden mussten. Wir sahen schon manche Beamte zu ihren Zimmern eilen, die sagten zueinander „Morgen, Morgen!“ und das war so ungefähr unser Verständnisniveau. Meine Mutter und andere Erwachsene gingen in das Haus, ein anderes Mädchen und ich blieben bei den Taschen. Es dauerte einige Zeit, bis meine Mutter zurückkam, mit einem Schlüssel in der Hand und einer Menge Papiere, die wir auszufüllen hatten. Unsere neuen Bekannten zeigten uns, wo und wie man in Deutschland telefoniert, wo ein Lebensmittelgeschäft ist und wo man Geld bekommt.

Alles war anders. Sogar die grünen Wiesen waren für uns etwas Ungewöhnliches, denn in Kiew liegt im Winter Schnee. Es war so offensichtlich, dass wir nicht mehr in der Ukraine waren, die sauberen Straßen, ganz andere Häuser, überhaupt eine eher dörfliche Gegend. Der Kontrast war einfach sehr groß.

In der Woche, die ich in Unna verbrachte, bin ich in eine Bücherwelt geflohen, vor mir selbst, vor meinen Erinnerungen geriet ich in eine heilsame Selbstvergessenheit.

Ich aß löffelweise Nutella und heulte immer wieder, sobald ich nur die Fotos anschaute. Meine Mama versuchte verzweifelt, Deutsch zu lernen, indem sie irgendwelche deutschen Bücher mit Hilfe der dicksten Wörterbücher zu entziffern versuchte, was meistens misslang. Enttäuscht ging sie ins Bett, seufzend, dass sie wohl die Sprache nie lernen würde.

In Essen fing das wirkliche Einleben an. Mama musste verschiedene Ämter besuchen und den Papierkram erledigen, was sicherlich bei ihren Deutschkenntnissen nicht einfach war. Für mich stand die Schule auf dem Plan. Gewohnt haben wir in einer Notwohnung, die Bedingungen waren erträglich, und durch die unvermeidliche Nähe haben wir uns sehr schnell mit anderen Bewohnern angefreundet. Die gemeinsamen Teeabende, das Austauschen von Erlebnissen und Erinnerungen an die Zeit in der Sowjetunion, die ersten Erfahrungen mit der deutschen Bevölkerung, alles wurde besprochen. Menschliche Nähe ist immer wichtig und in dieser schweren Zeit besonders. Wir haben aber auch sehr viel gelacht, die ersten Sprechversuche, die damit verbundenen Missverständnisse und vieles andere.

Mit den meisten dieser Menschen sind wir immer noch in Kontakt - so viele verschiedene Schicksale.

